



Infiltration

Eine Kurzgeschichte

Yves Gorat Stommel

Infiltration

Eine Kurzgeschichte

Yves Gorat Stommel

Impressum

Infiltration

© Yves Gorat Stommel

Erste Version: 2005

Diese Version: 2022

Web:

www.yvesgoratstommel.com

Facebook:

www.facebook.com/yvesgoratstommelautor

Email:

ygstommel@gmx.de

Postanschrift:

Kibbelstraße 14, 45127, Essen, Deutschland

Infiltration

»Bist du sicher, dass wir nicht anders vorgehen können?« Skeptisch schielte Joachim die auf ihm liegende junge Frau an. Körper lag auf Körper, Stirn berührte Stirn.

Sie zog den Kopf zurück und lächelte. »Ja, da bin ich mir sicher. Schläfst du auf der Seite, besteht die Gefahr, dass du dich wegdrehst. Und schon bestünde keine Verbindung mehr.«

»Hm«, meinte Joachim. Er fühlte sich unwohl angesichts des intensiven Kontakts, den er mit Katja einging. Immerhin hatte er ein rein freundschaftliches Interesse an ihr.

»Was?«, fragte sie.

»Nichts«, erwiderte er seufzend. »Fangen wir an?«

Ein Nicken, dann senkte sie ihren Kopf wieder auf den seinigen. Beide schlossen sie die Augen.

Die Atemübung tat ihren Dienst: Schon bald schlief Joachim ein.

Joachim befand sich in einer gut besuchten Einkaufspassage. Seine Laune war blendend, das Wetter sommerlich, und ihn erwartete etwas Gutes. Etwas Angenehmes. Er wusste es, spürte es, hatte keinen Zweifel daran. Bis ...

Eine unbekannte Macht zwang ihn, sich umzuschauen und einen Blick zurück zu werfen in die Richtung, aus der er gekommen war. Einige Sekunden lang widerstand er der Versuchung und konzentrierte sich auf die vielen Menschen vor ihm, deren Stimmen jedoch plötzlich gedämpft erklangen. Sein eigentliches Interesse galt dem, was in seinem Rücken lag.

Joachim drehte sich um.

Die Straße war so gut wie verlassen: vereinsamt die Geschäfte, leer die Cafés und Restaurants. Bloß ein einziges Lebewesen stand mittig in der Passage. Doch gerade dieses hatte Joachim unter keinen Umständen wiedersehen wollen.

Die Gestalt war klein. Ein viel zu großer Kopf saß auf einem mickrigen, unförmigen Körper. Eine Stirn schien so gut wie nicht vorhanden, das hässliche Gesicht ging direkt in einen kahlen Schädel über. Lediglich an den verformten Ohren sprossen einige wenige Haare. Im Gegensatz zu dem verwehrlosen Aussehen des Gnoms

zeugte zumindest die saubere Kleidung – ein schwarzes Sakko – von einem Mindestmaß an Pflege.

Verängstigt drehte Joachim sich um, wollte um Hilfe rufen. Doch auch hier fand sich nun kein einziger Mensch mehr.

Joachim rannte los, die Passage entlang, fort von dem Zwerg. Kaum hundert Meter hatte er zurückgelegt, da tauchte ein paar Geschäfte vor ihm erneut die groteske Gestalt auf. Kurzenschlossen stürzte Joachim in den nächsten Laden, lief vorbei an Taschen, Koffern und Sportutensilien. Rechts neben ihm waren die Tennisschläger, direkt vor ihm – der verhasste Kobold.

Joachim schlug einen Haken und hetzte um die nächste Ecke. Von ihm nicht bewusst wahrgenommen verwandelte sich das Geschäft in einen Büro-Komplex. Schreibtisch reihte sich an Schreibtisch, sie schienen in einem Hindernisparcours arrangiert zu sein.

Und auch hier wartete sein Verfolger, grinsend von einem Stuhl aufstehend. Er trug nun einen Nadelstreifenanzug.

Ohne einen klaren Gedanken zu fassen, sprang Joachim auf einen der Tische, hüpfte auf den nächsten, rannte ein paar Schritte, fiel herunter, rappelte sich auf, hetzte weiter. Außer Atem umrundete er Mauern, die es gar nicht hätte geben sollen, um sich dann unvermittelt in einem neuen Gebäude wiederzufinden, dessen Tiefe unendlich schien.

Doch entkommen konnte er nicht.

»Hab dich!«, raunte eine Stimme, und ein grauer Finger berührte ihn.

Erschrocken fuhr der Zwanzigjährige herum – und die Welt um ihn herum veränderte sich ein weiteres Mal.

Ein Tisch. Ein Tisch, an dessen beiden Enden der Kobold und Joachim saßen. Zwischen ihnen befand sich ein Schachbrett. Um sie herum herrschte absolute Dunkelheit; wie durch einen Vorhang wurde das Licht zu einem engen Kreis um den Tisch beschnitten.

»Du spielst Schach?«, fragte die unförmige Gestalt, die Augen zu Schlitzen verengt.

Joachim nickte, unsicher, ob er aufspringen und davonstürzen, oder eher gute Miene zum bösen Spiel machen sollte.

»Hm ...«, meinte der Gnom nachdenklich. »Dann spielen wir lieber Dame.«
Spielfiguren erschienen auf dem Brett.

»Ich heiÙe übrigens Kalle«, meinte Joachims Gegner. »Du solltest zumindest den Namen deines Mörders kennen.«

Trotz der unverhohlenen Drohung hatte sich Joachims Angst merkwürdigerweise verflüchtigt. Gleichzeitig stellte er fest, dass er nicht klar denken konnte: sein Konzentrationsvermögen schien beeinträchtigt. Außerdem sah er alles wie durch einen Schleier.

»Dein Einsatz: Du«, forderte Kalle. »Mein Einsatz ... egal. Du gewinnst eh nicht.«

»Dein Einsatz ...«, erwiderte Joachim leise, »Du lässt mich in Ruhe.«

»Von mir aus«, meinte Kalle, dann tat er seinen ersten Zug – und Joachim hatte verloren.

Im ersten Moment packte Joachim die pure Wut. Wie hatte er bloÙ die wichtigste Spielregel vergessen können!

»Tja, da hast du wohl leider ein lebenswichtiges Prinzip übersehen«, höhnte Kalle.
»Steht mein Stein direkt links neben einer der deinigen, so habe ich gewonnen.«

»Nein«, wehrte sich Joachims Verstand. »Nein, so geht das Spiel nicht!«

»Sicher tut es das«, erwiderte der Gnom, den Stuhl zurückschiebend.

»Nein, das ist unfair!«, beehrte Joachim auf.

Mitleidig schaute Kalle zu dem jungen Mann auf. »Reg dich ab. Das Spiel war so oder so belanglos.« Mit diesen Worten piff er laut auf den Fingern und trat ein paar Schritte zur Seite. Die Dunkelheit schluckte die kleine Gestalt vollständig. Dafür zeigten sich zwei rote Augen in der Schwärze auf der anderen Seite des Tisches. Sie wuchsen unaufhörlich, wurden größer und größer, bis sie die AusmaÙe zweier Tennisbälle erreichten. Dann wich die Dunkelheit ein Stück zurück und enthüllte dabei das zu den Augen gehörende Ungeheuer.

Tiefende Fänge und nicht weniger Angst einflößende Klauen. Dazu ein nach unten hin in Breite zunehmender Kopf, der auf einem gewaltigen Brustkorb thronte. Auf

allen Vieren kroch das grünliche Wesen heran und stellte sich dann auf die Hinterbeine. Es erreichte eine Höhe von fast fünf Metern.

»Na super«, murmelte Joachim, während seine Angst vollends Besitz von ihm ergriff. Wie angewurzelt stand er vor dem Fabeltier. Umdrehen und wegrennen. So einfach in der Theorie, doch in der Praxis unerwartet schwer. Seine Beine wollten nicht, verweigerten ihm den Gehorsam.

Eine Klaue schoss vor, mit ungeheurer Geschwindigkeit, eigentlich physikalisch unmöglich schnell. Bevor er es sich versah, befand Joachim sich in der Luft und wurde dem sich öffnenden Maul zugeführt. Er spürte, wie der Speichel von den Fängen auf ihn herabtropfte.

»Halt!«, rief eine Stimme.

Wimmernd hatte Joachim die Augen zugekniffen. Als er jedoch auch nach einigen Sekunden noch unter den Lebenden weilte, schaute er mit aufkeimender Hoffnung um sich. Nach wie vor steckte er zu einem guten Drittel im Maul des regungslosen Untiers. Möglichst langsam zog Joachim den Kopf hervor und sah in die roten Augen, die ihn misstrauisch beobachteten. Lediglich sie schienen noch in der Lage, sich zu bewegen.

»Denk dich einfach herunter.«

Joachim suchte die Person zur Stimme und meinte, sie wäre aus der Richtung des Tisches gekommen. Doch dort war niemand. Wobei ... Eine der Figuren am Spielbrettrand ... Eine Königin ... Sie war größer als ihre Nachbarn und wuchs weiter in die Höhe.

Katja.

»Was machst du denn hier?«, fragte er verwundert.

»Sehr höflich«, lachte sie. »Du hast mich darum gebeten, schon vergessen?«

Nun fiel es ihm wieder ein. Natürlich! Sie sollte ihm bei seinen Träumen helfen. Bei seinen quälenden Albträumen, in denen er immer wieder das Opfer dieses Gnoms, dieses Kalles, wurde. Seit Wochen hatte er nicht mehr richtig geschlafen, deshalb hatte er sie gebeten ...

»Moment«, unterbrach er seinen inneren Monolog. »Ich träume?«

»Wie kommst du denn darauf?« Ein amüsiertes Schnauben. »Sicher träumst du! Oder sind dir im täglichen Leben schon viele Zwerge und Drachen begegnet?«

Eine überzeugende Logik. »Und jetzt?«

»Jetzt befreist du dich.«

»So einfach?«

»So einfach.«

»Nun dann.« Er konzentrierte sich – und tatsächlich: Die Klaue gehorchte seinem Befehl und öffnete sich.

Kaum war er auf dem Boden gelandet, machte er erneut von seiner neu gefundenen Macht Gebrauch: Das Wesen schrumpfte in sich zusammen. Bald reichte es Joachim nur noch bis zur Schulter, dann erreichte es die Größe einer Katze, schließlich die einer kleinen Spinne. Genüsslich trat Joachim auf seinen Widersacher.

»So«, meinte er zufrieden, sich Katja zuwendend. »Und nun?«

»Nun wachst du auf.«

Das Erste, was Joachim spürte, als er die Augen öffnete, war die seine Oberlippe benetzende Feuchtigkeit.

»Hey!«, sagte er, eine Spur zu laut.

Katja öffnete die Augen, hob den Kopf. »Oh, Entschuldigung!« Puterrot werdend wick sie zurück. Ungeschickt fuhr sie sich mit dem Unterarm über den Mund, die Speichelreste entfernend. »Wenn ich schlafe, habe ich das nicht so unter Kontrolle.« Dann wollte sie mit ihrem Pullover Joachim zu Leibe rücken.

»Schon gut«, wehrte er sich, und zog ein Taschentuch hervor. »Ist nicht so tragisch.« Er setzte sich auf. »Und? Was hältst du von ihm?«

»Von Kalle?«, fragte sie, erleichtert über den Themenwechsel. »Eine typische Inkarnation. Meistens basieren solche Gestalten auf einem Bekannten, dessen innere Werte du auf diese Art und Weise verkörperst.«

»Hm«, meinte Joachim nachdenklich. »Irgendwie scheint er Macht über mich zu haben. Auch wenn ich gar nicht an ihn denke, taucht er urplötzlich auf und macht jeden Traum zum Albtraum.«

»Du hast halt eine blühende Phantasie.«

»Sieht man mir gar nicht an, oder?«, meinte er scherzend.

»In vielen Menschen steckt mehr, als man auf den ersten Blick vermutet«, erwiderte sie ernst. »Stille Wasser sind tief.«

»Bezieht sich das auf mich oder auf dich?«

Sie ließ die Frage unbeantwortet. Stattdessen erklärte sie: »Am einfachsten wirst du ihn los, wenn du dir bewusst abspeicherst, dass diese Figur, dieser Gnom, in der Realität nicht existiert. Kannst du dir dieses Wissen bis in den Schlaf erhalten, so weißt du bei seinem Anblick sofort, dass du träumst. Und wenn dir das klar ist, kannst du machen, was du willst! Niemand stellt dann noch eine Gefahr dar – in deinen Träumen bist du der Boss.«

Skeptisch verzog Joachim den Mund und sah von seiner halb liegenden Position zu der vor dem Fenster seines Zimmers stehenden Katja auf. Ihr Gesicht lag im Schatten, lediglich ihre Silhouette zeichnete sich gegen die Reste des Tageslichtes ab. Eine hübsche Silhouette.

»Ich habe zugegebenermaßen zuerst gezweifelt, dass du tatsächlich in meinen Traum hineinfindest«, meinte er nachdenklich. »Aber du hast es tatsächlich geschafft. Starke Leistung.« Er lächelte, wurde dann wieder ernst. »Beziehungsweise eher eine erschreckende Leistung.«

Sie zuckte die schmalen Schultern. »Ich kann es nur bei Kopfkontakt. Damit die Hirnströme aufeinander Einfluss nehmen. Denn ...«

»Ja, ja«, winkte er ab. »Ich weiß schon. Gedanken sind nichts anderes als elektrische Impulse.«

Ein breites Grinsen. »Schön, dass du mir hin und wieder zuhörst.«

Beide verstummten einen kurzen Moment.

»Nochmal?«, fragte Katja in die Stille hinein.

Unter normalen Umständen zählten Gebirge zu Joachims liebsten Ausflugsgegenden. Allerdings konnte er dem nun vor ihm liegenden Bergmassiv nichts Positives abgewinnen.

Vor ihm, rechts, links – überall wuchsen mächtige Felsgiganten dem Himmel entgegen. Auch direkt hinter ihm erhob sich ein Berg, in diesem Fall in Form einer

Steilwand. Einer verdammt hohen Steilwand. Und leider stand Joachim nicht etwa auf einem sicheren Aussichtspunkt, sondern hing an einem um den Brustkorb geschlungenen Seil. Seine Hände waren vor seinem Bauch zusammengebunden und seine Beine waren zu einem länglichen Paket verschnürt. Der Wind ließ ihn hin und her pendeln und sorgte regelmäßig für schmerzlichen Kontakt seines Rückens mit dem harten Fels.

Joachim warf einen Blick nach unten. Der Boden war nicht zu sehen, er wurde etwa zweihundert Meter unter ihm von einer Wolkenschicht verdeckt. Nicht, dass die Beschaffenheit des Felsens dort unten eine Rolle spielte. Einen Sturz aus dieser Höhe würde er auf keinen Fall überleben.

Ein fröhliches Summen drang an sein Ohr, übertönte hin und wieder das Rauschen des Windes, wenn dieser kurz abflaute.

Joachim schaute nach oben, folgte dem Seil mit den Augen. Ein einsamer Baum stand dort oben. Das vermutlich einzige Grün weit und breit. Die Krone der knorrigen Eiche reichte weit über den Abgrund hinaus. Die Blätter und Zweige schienen seltsam unberührt von den starken Winden. Obwohl brüchig und alt, hielt der Baum der Witterung stand. Glücklicherweise! Denn das Seil, welches Joachim vor dem Tod bewahrte, schlang sich um einen ihrer alten Äste.

Erneut vernahm er das aufgeweckte Summen. Angespannt suchte Joachim nach der Quelle des Geräusches. Dann rief er um Hilfe.

Ein Kopf erschien über der Kante. »Gibt es ein Problem?«

Joachim atmete erschrocken ein. Alle Hoffnung verließ ihn, als er in der Person Kalle erkannte.

Der böartige Zwerg grinste ihn unverschämt an. »Schöner Ausblick, was?« Er ließ seinen Blick schweifen. »Allerdings ...«, er sah wieder Joachim an, »Ich bin ziemlich neugierig veranlagt, und ich wüsste nur zu gerne, was sich unter dieser Wolke befindet.« Er zeigte an Joachim vorbei. »Unter der dort, direkt unter dir.«

Kurz schwieg er, dann setzte Kalle eine gespielt überraschte Miene auf. »Oh, ich weiß! Du wirst es für mich herausfinden!«

Lachend zuckte er ein Messer und setzte es an das Seil.

Panisch schaute Joachim an sich herab, während er versuchte seine Hände zu befreien.

»Schnipp, Schnapp, Schnappi!«, sagt der Gnom, mit jedem Wort weitere Fasern durchtrennend.

Da! Die erste Hand war den Fesseln entkommen! Mit dieser war es ein Leichtes auch die zweite zu befreien. Hastig machte Joachim sich anschließend an das Auswickeln seiner Beine. Er musste es schaffen, er würde es schaffen!

»Joachim?«

Er sah hoch.

»Zu spät!« Ein gemeines Grinsen zog sich über das graue Gesicht, dann schnitt das Messer ein letztes Mal durch das Seil.

Joachim fiel, rasend schnell an Geschwindigkeit gewinnend. Schon tauchte er in die weiße Wolke ein. Er würde sterben, würde endgültig das Opfer von Kalle sein. Von diesem ekelhaften Kalle, dieser Phantasiefigur, dieser ...

»Warte!«, entfuhr es ihm. Phantasiefigur! Kalle war nicht real – also träumte er! Und wenn er träumte, dann konnte ihm nichts passieren, dann ...

Der Aufprall trieb ihm die Luft aus den Lungen.

Mit einem heftigen Zucken wachte Joachim auf und stieß dabei Katja von sich, die mit einem Schrei von ihm herunter purzelte.

»Aua!«, beklagte Joachim sich, seine Stirn abtastend.

»Allerdings«, pflichtete Katja ihm bei. »Das ist das Lehrgeld dafür, dass du erst so spät dein Träumen erkannt hast.«

»Immerhin bin ich dieses Mal selber drauf gekommen.«

Sie setzten sich nebeneinander auf die Bettkannte.

»Schon«, stand Katja ihm zu. »Aber zu spät. Erst wenn du beim ersten Anblick von Kalle erkennst, dass du träumst, bist du geheilt.«

»Das nächste Mal. Ich bin fast so weit, ganz sicher.«

Sie schenkte ihm ein Lächeln. »Hoffen wir's.«

»Übrigens«, meinte er dann. »Wo warst du eigentlich? Wolltest du mich nicht unterstützen?«

»Nun ...«, erwiderte sie ausweichend. »Du musst diese Situationen alleine meistern.« Sie schlug die Augen nieder. »Außerdem kann ich nicht immer auf deiner Brust schlafen, oder?«

»Nein, wohl eher nicht ... Aber noch ein letztes Mal.« Er sah sie zuversichtlich an. »Der dritte Versuch bringt den Erfolg.«

Erneut legten sie sich auf den Boden. Er voller Hoffnung. Sie mit einem Anflug von verfrühter Wehmut.

Er liebte diese Frau, das wusste er mit absoluter Sicherheit. Ihr zärtliches Wesen, ihr Humor, ihre Intelligenz, ja, sogar ihr Körper – alles an ihr war ein Traum.

Ihre Lippen berührten einander, die Hände lagen leicht und dennoch unverrückbar auf des Partners Rücken.

Perfekt. Der Moment war einfach nur perfekt. Einzig ... Nun, der Ort ließ zu wünschen übrig. Sie befanden sich in einem Zimmer, das entfernt dem seiner Großmutter ähnelte. Ein Umstand, welcher der Romantik nicht unbedingt zuträglich war. Besser wäre ...

Genau! Ausgezeichnet! Träge schaukelte das Boot über den sommerlichen See, begleitet von zwitschernden Vögeln.

Joachim führte die Hand höher, fuhr ihr zärtlich ins Haar, seiner ... Er stockte. Wer war sie überhaupt? Ein Anflug von Verwunderung bemächtigte sich seiner. Konnte es tatsächlich sein, dass er nicht wusste, wen er da küsste? Nein! Natürlich wusste er es. Er liebte sie, sie war sein großer Wurf, seine Partnerin fürs Leben.

Nur ihr Name war ihm halt kurz entfallen ...

Er schob diese verwirrenden Gedanken beiseite, konzentrierte sich wieder auf die Zärtlichkeiten, fokussierte sich auf ihren Mund, auf ihre ledrigen, schmalen Lippen, auf ihren kahlen Kopf mit den verschorften Falten.

Erschrocken riss er die Augen auf. Verschwunden war seine Geliebte, hinfort der See und das Boot. Ersetzt hatte die Idylle eine garstige Steinwüste. Und ihm gegenüber saß Kalle.

»Du küsst nicht schlecht«, meinte der Gnom grinsend. Faulige Zähne zeigten sich zwischen den grauen Lippen.

Joachim war bereits im Begriff, aufzuspringen und davon zu rennen, als er sich an einen in sein Gehirn eingebrannten Zusammenhang erinnerte: Kalle = Traum.

Eine ungeheure Last fiel von Joachims Schultern. Tief ausatmend schloss er einen Moment lang beruhigt die Augen.

»Wie? Du fliehst nicht? Hast du dich mit deinem Schicksal abgefunden?«

»Du kannst mir nichts tun«, meinte Joachim gelassen und stand auf.

»Ist das so?«, erwiderte Kalle zwischen aufeinander gepressten Zähnen hindurch.

»Ist das wirklich so?« Auch er kam auf die Beine und wuchs vor Joachims Augen in die Höhe, während in seiner Hand ein Messer aufblitzte.

Nun wurde Joachim doch leicht mulmig zu Mute. Irrte er? Träumte er nicht? War das hier alles real?

Nein! Unmöglich!

»In meinem Traum bestimme ich«, sagte er fest entschlossen. »Hier kannst du mir nichts anhaben.«

Sein Peiniger grinste. Seine Stimme klang weiblich, als er erleichtert sagte: »Na endlich!«

Joachim zögerte noch, auch wenn er die Stimme sofort erkannt hatte: »Katja?«

Die Gestalt des Gnoms verformte sich zu der weitaus ansehnlicheren jungen Frau.

»Und der echte Kalle?«, fragte Joachim, leicht beunruhigt.

»Taucht er auf, ist er genau so wenig ein Problem wie ich es eben war«, beruhigte sie ihn. »Du hast es geschafft!«

»Und du hast gleichzeitig etwas anderes geschafft«, erwiderte er nachdenklich.

Fragend sah sie ihn an.

»Tja«, scherzte er, bereits langsam aufwachend, »Wir wissen bekanntermaßen nie, was die Zukunft bringt. Aber immerhin scheint es nun so gut wie ausgeschlossen, dass wir beide mal zusammenkommen. Denn zukünftig werde ich wohl leider bei deinem Anblick immer an meinen Kuss mit Kalle denken müssen.«

Das letzte was er sah, bevor er aufwachte, war ihr erschrockener Gesichtsausdruck, der wiederum ihn beunruhigte. Sollte sie Gefühle für ihn haben? Das konnte doch eigentlich gar nicht sein ...

Sie wachten auf.

»Nun ...«, sagte Joachim, als Katja von ihm herunterstieg.

»Nun«, erwiderte sie, ein gequältes Lächeln auf den Lippen.

Beide standen auf.

»Vielen Dank, du hast mir wirklich sehr geholfen.« Er umarmte sie, drückte sie auf eine möglichst freundschaftliche Art und Weise an sich.

Sie ließ es geschehen, doch die Situation war angespannt. Keiner von beiden wusste die richtigen Worte zu finden. Eine merkwürdige Distanz hatten sich zwischen ihnen gebildet. Und sie waren nicht in der Lage, die unverfängliche Stimmung von vor der letzten Traumsequenz wiederherzustellen.

Umso erleichterter war Joachim, als Katja kurz darauf ging.

Und doch. Als er ihr Gehen von seinem Fenster aus verfolgte, hatte er das Gefühl, dass er sich fester an sie gebunden hatte. Vielleicht sollte er doch in Betracht ziehen, eine Beziehung ...? Nein! Sie war seit Jahren eine gute Freundin, und das sollte gefälligst so bleiben.

Joachim sah auf die Uhr. Erst halb zehn. Noch recht früh, doch nach den vielen anstrengenden Nächten konnte er an diesem Abend endlich wieder auf einen erholsamen Schlaf hoffen.

In Gedanken weiter bei Katja, zog er sich aus und stieg in sein Bett. Es dauerte nicht lange, dann hatten seine Träume ihn wieder.

Sie war wieder da.

Joachim nahm seine Traumfrau in die Arme und sie verharrten einen Moment lang eng umschlungen, bevor sie sich widerwillig voneinander lösten. Ihre Zweisamkeit genießend, wanderten sie durch Frühlingsgärten und an einem See entlang. Alles war perfekt, alles war wie es sein sollte. Und doch ... Etwas nagte an ihm. Sie schien ihm irgendwie anders als zuvor. Sie hatte etwas Bekanntes an sich, sie erinnerte ihn an jemand. Dann lichtete sich der Schleier und er wunderte sich, dass er es nicht schon vorher bemerkt hatte: Eine Ähnlichkeit mit Katja ließ sich nicht von der Hand weisen. Er fragte sich, ob dies ein Problem war – und entschied sich dagegen.

Die Frau in seinen Träumen wusste ihn restlos von der Richtigkeit ihres Zusammenseins zu überzeugen.

Katja hatte inzwischen die Bushaltestelle erreicht. Ihr Timing war schlecht, der nächste Bus kam erst nach zwanzig Minuten. Daher hatte sie nachdenklich auf das Haus geschaut, hinter dessen Fenster im zweiten Stock sie den Mann wusste, in den sie seit Jahren verliebt war. Als er nach wenigen Minuten das Licht ausschaltete, hatte sie langsam genickt.

»Gut. Sehr gut.«

Ein wissendes Lächeln hatte ihren Mund umspielt.

Zum Autor

Name: Yves Gorat Stommel

Wohnort: Bisher alle paar Jahre ein anderer

Kalendarisches Alter: Ändert sich fortlaufend, Bezugspunkt 1977

Gefühltes Alter: Je nach Arbeitstag und Laune meiner Kinder (und Ehefrau)

Beruf: Ingenieur, Vater, Ehemann (nicht notwendigerweise in dieser Reihenfolge)

Kreativität: Basierend auf der Frage »Was wäre, wenn ...«

Gelesene Geschichten: Grundsätzlich alle Genres, gerne auch Jugendbücher

Geschriebene Geschichten: Fantasy, Mystery, Science-Fiction, Reiseberichte

Sport: Hin und wieder

Stärken: Ja

Schwächen: Die Schwächen ignorieren

Lebensmotto: »Connecting the dots«

Bibliografie Yves Gorat Stommel – Vorwort

Ein paar »warnende« Worte:

Die Frage »Was wäre, wenn ...« liegt jedem meiner Romane zugrunde. Da diese Frage aber maximal breit anwendbar ist, lassen sich meine Geschichten nicht in ein einziges Genre einsortieren. Funtasy, Fantasy, Science-Fiction und Selbstfindungsroman – einen roten Genre-Faden sucht man vergeblich. Und dann wären da auch noch die Reiseberichte und Kurzgeschichten ...

Aus Sicht von sowohl Buchverlagen als auch Marketing-Experten ist dies eine denkbar schlechte Ausgangslage, denn eine eindeutige Genre-Zuordnung des Autors erlaubt es, der Erwartungshaltung von Leser/-innen nachzukommen.

Dennoch habe ich mich entschieden, weiter die Themen aufzugreifen, zu denen ich selbst gerne Geschichten lesen würde. Daher an dieser Stelle der Hinweis, dass, sollte die eben gelesene Geschichte zugesagt haben, eine andere ebenso von mir stammende den individuellen Geschmack nicht treffen könnte.

Und andersherum.

Als hilfreich zur Meinungsbildung sollen hier die Buchbeschreibungen und vor allem die Kurzrezensionen sowohl auf meiner Homepage als auch auf Amazon oder Lovelybooks genannt werden.

Bibliografie Yves Gorat Stommel

Romane (als eBook und Taschenbuch)

Flimmernde Schatten

Vierjährling

Die unglaublichen Erlebnisse des Sevy Lemmots

Achtbeinige Seelen

Zeittüren

Phasenland

Retrovolution

Reiseberichte (kostenfrei & nur auf www.yvesgoratstommel.com)

Die »Memo an mich«-Reihe deckt mittlerweile folgende Reiseziele ab:
Ägypten; Bahrain und Zentral-Saudi-Arabien; Mittlerer Westen und Rocky
Mountains; Mittleres Rheintal; Mallorca; Nordkorea; Zypern

Kurzgeschichten (kostenfrei & nur auf www.yvesgoratstommel.com)

Demontage; Der falsche Frosch; Der stibitzte Zahn; Die geflügelte Stimme;
Götterwette; Infiltration; Klaviergesang; Kollektiv; Manifestation; Marionetten;
Mondfang; Risikogruppe

Newsletter

Interessiert an neuen Geschichten und Blog-Beiträgen zum Schreiben und Veröffentlichen? Dann abonniere den Newsletter (zwei bis drei Ausgaben pro Jahr).

<https://www.yvesgoratstommel.com/newsletter/>

Leseprobe »Die unglaublichen Erlebnisse des Sevy Lemmots«

Mehr zum Roman, eine längere Leseprobe und Links zum eBook sowie Taschenbuch gibt es hier:

www.yvesgoratstommel.com/romane/sevy-lemmots/

Kapitel 1: Die Villa

Heute war ein guter Tag!

Sevy Lemmots stieg aus seinem alten Chevrolet und nahm seinen Kauf in Augenschein. Sein Grinsen reichte von Ohr zu Ohr.

Vor ihm stand sein neues Zuhause. Eine Villa aus dem letzten Jahrhundert, umgeben von Feldern. Idyllisch. Ruhe ausstrahlend. Perfekt.

Sevy legte den Kopf schräg und schürzte die Lippen.

Nun gut, nicht wirklich perfekt. Um einige Ausbesserungsarbeiten würde er wohl nicht herumkommen. Unter anderem gab es eine größere Menge an Löchern zu stopfen. Fünfundneunzig, wenn er ganz genau war. Denn so viele Kugeln hatte der Vorbesitzer während einer Episode geistiger Umnachtung in die Wände geschossen. Glücklicherweise war Aldamor Frick allein gewesen, als er sein Haus unter Zuhilfenahme eines Gewehrs umdekorierte. Trotz der Abgeschlossenheit der Villa war seine Tat nicht unbemerkt geblieben, und kurz darauf musste Aldamor ausziehen. Die Regierung spendierte ihm eine weiße Zwangsjacke, freie Kost und Logis und ließ ihn sogar gratis abholen.

Aldamor Frick ... Sevy konnte es kaum fassen, dass er vor dem ehemaligen Domizil des berühmten Mannes stand. Der Name war ein fester Begriff in der Kunstwelt. Ein Kunstitan! Auch wenn er nun in der Irrenanstalt vermutlich mit Wasserfarben und Papier, anstatt mit Öl und Leinwand hantierte. Ein wahrhaft bemerkenswerter Verlauf eines kurzzeitig so erstaunlichen Lebens. Innerhalb weniger Monate war Frick zum neuen Star der Szene avanciert, innerhalb weniger Tage – so schien es – hatte er dann den Verstand verloren, was schließlich in der gebäudeweiten Lüftung resultierte.

Abschrecken konnte diese Vergangenheit des Hauses Sevy nicht.

»Ein Unikat!«, freute er sich, verriegelte dann die Fahrertür seines 82er-Chevrolets und ging auf das Haus zu.

Links, rechts und hinter der Villa breiteten sich Felder aus, in größerer Entfernung hier und da unterbrochen von kleinen Kiefer- und Pappel-Ansammlungen. Die vereinsamte Landstraße lag auch jetzt komplett verlassen da. Wenn am Tag zwanzig Autos hier vorbeifuhren, wies das bereits auf Umgehungsverkehr infolge eines Unfalls auf der Hauptstraße hin.

Sevy zögerte den Moment des ersten Betretens hinaus und schlenderte stattdessen gemächlich auf das Haus zu. Es war eigentlich viel zu groß für einen einzigen Bewohner. Aber schon seit der Errichtung des neo-gotisch angehauchten Prunkstücks durch einen gewissen Alfons Herder hatte nie mehr als eine Person hier gelebt.

Von einem nahezu quadratischen Grundriss aus erhob sich das Gebäude etwa neun Meter bis zum Dachfirst. Auf den ersten Blick handelte es sich um einen düsteren, unheimlichen Bau. Doch Sevy sah die Villa mit ganz anderen Augen.

»Die Musen-Villa«, murmelte er. »Meine Musen-Villa.«

Der Spitzname haftete dem Bauwerk seit Jahren an. Der Makler dagegen hatte von einer geschichtsträchtigen und soliden Investition gesprochen. Aber Sevy war natürlich das unter der Hand weitergegebene Versprechen an die Bewohner der Musen-Villa nicht unbekannt. Ein Versprechen, das auf eine strahlende Zukunft hoffen ließ. Man mochte dem Aberglauben zusprechen oder auch nicht, aber es war unbestritten, dass gleich drei Künstler kurz nach ihrem Einzug in das Haus zu Weltruhm gelangten.

Nur wenige Wochen ohne Bewohner hatten gereicht, um dem Haus das Aussehen einer Geistervilla zu verleihen. Der Rasen wucherte wild und das über die Haustür geklebte rot-weiße Polizeiband flatterte unheimlich im Wind. Und dann war da noch die Stille. Diese unheimliche Stille. Nicht einmal Vögel hielten sich in der Nähe der Villa auf. Es gab einfach keine Bäume, auf denen sie sich hätten niederlassen können.

Sevy sah hinauf zu dem schwarz geschindelten Dach. Auch dieses wurde von den Vögeln verschmäht.

Hinter dem Anwesen passierte er einen kleinen Bau. Nie vervollständigt, schauten aus dem grauen Kubus eine Vielzahl verrosteter Armierungsstangen hervor. Am besten, er würde den unfertigen Schuppen abreißen lassen.

Zurück auf der Vorderseite näherte Sevy sich nun der mittig angebrachten, schweren Eichenholztür. Es knarzte laut, als sie widerwillig den Weg in das Hausinnere frei gab. Für Sevy war es das erste Mal, dass er die Villa betrat. Er hatte das Anwesen gekauft, ohne je einen Fuß hineingesetzt zu haben. Das Gebäude war viel zu berühmt, als dass er nach dem Lesen der Zeitungsanzeige nicht sofort nach dem Telefon gegriffen hätte. Eine solche Chance hatte er nicht durch Zögern ungenutzt verstreichen lassen können.

Die kleine Eingangshalle war im Großen und Ganzen leer. Einzig eine einfache Kommode hatte die Umzugsfirma übersehen – oder absichtlich vergessen? Staub lag fingerdick überall dort, wo ... nun, fast überall. Lediglich einige freigetretene Pfade zogen sich von dem Eingang zu dem Treppenhaus, beziehungsweise zu den insgesamt drei abgehenden Türen.

Nein, es waren vier, stellte er direkt darauf fest. Die letzte lag rechts von ihm unter der Treppe. Diese nahm ihren Ursprung mittig im Haus und führte dann zur Vorderfront des Hauses hin in das Obergeschoss. Der darunter liegende Durchgang führte in den Keller, wie Sevy mit einem kurzen Blick feststellte. Er würde ihn später inspizieren. Auch das Obergeschoss hob er sich für später auf. Allerdings warf er schon jetzt einen neugierigen Blick die steile Treppe hinauf, die von einem Geländer aus dunklem Holz flankiert wurde. Überhaupt schien so gut wie alles im Eingangsbereich aus Holz gefertigt oder, im Falle der Wände, zumindest damit vertäfelt zu sein.

Sevy legte die Schlüssel auf der Kommode ab, erste Fingerabdrücke in der unbefleckten Staubschicht hinterlassend. Dann begab er sich auf eine Erkundungstour des Erdgeschosses.

Die rechte Tür führte in das Wohnzimmer, das ohne Möbel einen eher ungemütlichen Eindruck machte. Wie der Makler ihm erzählt hatte, war das Erdgeschoss zu Aldamor Fricks Zeit mehr oder weniger ungenutzt gewesen. Der

Künstler hatte sich in das Obergeschoss zurückgezogen. Lediglich die im Erdgeschoss gelegene Küche wurde hin und wieder benutzt.

Sevy machte sich auf den Weg zu eben jener Küche. Wie das Wohnzimmer lag sie in der vorderen Hälfte des Hauses und war über die linke Tür des Flurs erreichbar.

Sevy kreuzte die Finger. Hoffentlich funktionierten die wesentlichen Küchengeräte nach der Schießerei noch, denn Geld für größere Ersatzkäufe blieb ihm nicht.

Er hatte den Flur bereits fast durchquert, als er innehielt. Verwundert schaute er zu der Kommode und klopfte seine Hosentaschen ab. Schon wollte er in das Wohnzimmer zurückkehren, zögerte aber. Er war sich sicher: Seine Schlüssel hatte er auf die Kommode gelegt. Nur, dass sie dort nicht mehr waren.

Er warf einen Blick unter das Möbelstück. Nichts. Mal abgesehen von Staub.

Aufgrund seiner Größe war der Schlüsselbund eigentlich kaum zu übersehen. Das damit verbundene Gewicht war gleichzeitig der Grund dafür, dass Sevy ihn ungerne mit sich herum trug.

Einen Moment lang ging Sevy in sich, rekonstruierte gedanklich die letzten paar Minuten. Zugegebenermaßen war er oft etwas vergesslich und nicht ganz bei der Sache. Hatte er sie vielleicht doch ...? Auf das Gründlichste durchsuchte er seine Taschen, öffnete aus purer Verzweiflung sogar die einzige Schublade der Kommode – und riss die Augen auf.

Da waren sie!

Kopfschüttelnd nahm er den Bund heraus.

»Weniger Haus der Musen, sondern eher Haus der Vergesslichkeit«, murmelte er. Er beschloss, die Zweifel an seiner geistigen Verfassung zu ignorieren, genoss dafür den kurzen Schub der Erleichterung und trat in die Küche.

Der Raum war hell: Fenster in den zwei Außenmauern ließen Licht herein. In direkter Nähe zur Tür, durch die er die Küche betreten hatte, führte eine weitere, um neunzig Grad versetzt, in den letzten Raum des Erdgeschosses. Er zog sich über die gesamte Rückseite des Hauses und war wie das Wohnzimmer vollkommen leer: der sogenannte Salon.

»So viel Platz«, sagte er in die Stille hinein und kehrte beunruhigt, da seine Gedanken zu der winterlichen Heizrechnung wanderten, in die Küche zurück.

Auch hier befanden sich kaum Möbel. Außer einem Tisch und zwei Stühlen stellte lediglich der gelbe Kochtrakt einen Blickfang dar; er wurde durch eine Trennwand auf Brusthöhe (ihm drängte sich das Wort Bar auf) von dem Rest des Raumes abgetrennt.

Die Anzahl der Einschusslöcher war hier an einer Hand abzuzählen. Insgesamt schienen der Raum und dessen Inventar in guter Verfassung zu sein. Der Kühlschrank summte leise vor sich hin, die Mikrowelle zeigte die (falsche) Zeit an. Sevy legte die Schlüssel auf den Tisch und öffnete dann die Schränke. Sie waren allesamt leer.

Zufrieden sah er sich um. Er konnte es kaum erwarten, einzuziehen. Einige kleinere Leinwände, ein paar Tuben Ölfarbe, eine Matratze mit Bettzeug und einen Koffer mit Kleidung hatte er bereits mitgebracht. Theoretisch konnte er gleich anfangen zu malen und die legendäre, stimulierende Wirkung des Hauses testen, wäre da nicht das Verpflegungsproblem. Am besten war es sicherlich, er fuhr kurz in die Stadt, um sich mit einigen Nahrungseinkäufen schon heute notdürftig in seinem neuen Zuhause und Atelier einrichten zu können.

Voller Vorfreude warf Sevy einen letzten Blick aus dem Fenster, wandte sich zum Gehen – und stockte.

»Hey!«

Über die Trennwand hinweg sah er direkt auf den kleinen Esstisch, auf dem er seine Schlüssel abgelegt hatte. Sie schwebten nun einige Zentimeter über der Tischplatte – gehalten von einer schmalen, knochigen Hand. Mehr war von der diebischen Person nicht zu sehen.

Schnell ging Sevy um den Tisch herum und näherte sich dem Eindringling, der erst jetzt vollständig ins Blickfeld rückte.

Mitten in der Bewegung hatte die kleine Gestalt innegehalten. Langsam wandte sie Sevy den Kopf zu, ein schuldbewusstes Lächeln auf den spröden Lippen. Der Körper war schmal und in ein weites, braunes Gewand gekleidet, das an der Taille mit einer Kordel zusammengehalten wurde. Im Vergleich zu der Statur – das Wesen mochte höchstens einen Meter groß sein – wirkte der Kopf geradezu riesig. Dessen Form war darüber hinaus mehr breit als hoch, und die flache Stirn sowie das fliehende Kinn

gaben dem Wesen ein eher kindliches Aussehen. In der Tat mochte man den verhinderten Dieb auf den ersten Blick für einen Drei- oder Vierjährigen halten, doch schon der zweite belehrte einen eines Besseren: Kinder waren in aller Regel nicht kahl und verfügten außerdem nicht über eine derart gedeihende Nasenhaarpracht.

Das ungewohnte Äußere verunsicherte Sevy, doch die Verärgerung über den versuchten Diebstahl gewann die Oberhand.

»Was soll denn das werden?«

»Uhm ... Schlüssel?« Die Tonlage der Stimme passte zu einem zehnjährigen Jungen, aber die Intonation deutete eher auf einen Erwachsenen. Noch immer verharrte das Wesen in seiner Stellung, dabei das Bündel in der Hand über dem Kopf haltend.

»Meine Schlüssel«, spezifizierte Sevy. »Hast du sie vorhin auch schon genommen? In der Vorhalle?«

Stolz nickte das Wesen.

»Super-Leistung«, höhnte Sevy.

»Danke.« Das Wesen entspannte sich angesichts des vermeintlichen Lobes und steckte den Schlüsselbund ein.

»Hey! Die hätte ich gerne wieder!«

Mit großen Augen sah die Gestalt ihn an. »Was?«

»Die Schlüssel.«

»Welche Schlüssel?«

»Die in deiner Tasche!« Allmählich verlor er die Geduld.

»Welche Tasche?«

»Die Tasche in deinem ...«

Das Wesen lachte, hielt sich prustend die Hand vor den Mund. Die langgliedrigen Finger verdeckten fast die Hälfte des Gesichtes. »War nur ein Scherz!«

Sevy biss die Zähne aufeinander. »Was willst du überhaupt damit?«

Die fröhliche Miene fiel in sich zusammen. »Womit?«

Entnervt schloss der Künstler einen Moment lang die Augen. »Mit ... meinen ... Schüsseln.«

Die Frage schien kompliziert. Ein Ausdruck der Verwunderung schlich sich auf das Gesicht des Wesens, nachdenklich schaute es auf den wieder hervorgeholten Bund. »Nun ...«, meinte es, sich auf die Lippen beißend. »Nun ...« Es sah sich um und die Augen wanderten zu den beiden Türen. Offensichtlich suchte es nach einem Fluchtweg. »Uhm ... Tja ...« Langsam tat es einen Schritt nach hinten, fort von Sevy.

»Her mit den Schlüsseln!«, befahl Sevy und riss den Bund aus den schmalen Fingern.

»Nicht fair!«, beklagte sich die Gestalt. »Das war nicht nett!«

»... beschwerte sich der Dieb«, murmelte Sevy und steckte die Schlüssel tief in seine Hosentasche. Als Demonstration seiner Überlegenheit schlug er zweimal von draußen darauf und schenkte dem Kleinwüchsigen ein überlegenes Grinsen.

Dann widmete er sich der Tatsache, dass ihm sowohl die Anwesenheit als auch die Gestalt seines Besuchers zu denken geben sollten.

»Wer bist du überhaupt?«

»Laval.«

Mitleidig verzog Sevy den Mund. »Alternative Eltern, was? Flower-Power-Einstellung? Jeder ist einzigartig und solch ähnliches Gedankengut?«

»Äh ...«

»Vergiss es«, ersparte er Laval die Antwort. »Was tust du hier? Und wie bist du hereingekommen?«

»Also ...« Laval hob die linke Hand und griff mit der rechten nach seinem Zeigefinger. »Ich bin hier, um deine Schlüssel zu verlegen.« Nachdenklich streckte er einen zweiten Finger – und Sevy stellte verwundert fest, dass Laval nur drei davon hatte.

»Und ich komme aus dem Wohnzimmer. Zu Fuß.«

Stolz auf seine Ausführungen sah er auf und zeigte an Sevy vorbei. »Das ist dort!«

»Das war ja erstaunlich informationsfrei«, erwiderte Sevy. Er sah Laval forschend an. »Machst du das eigentlich absichtlich?«

»Was?«

»Überflüssige Fragen stellen und inhaltslose Antworten geben. Mich damit in den Wahnsinn treiben.«

»Du bist wahnsinnig?« Alarmiert wich Laval ein Schritt zurück.

»Nein, bin ich nicht.« Sevy seufzte. »Also, versuchen wir es noch mal: Wie bist du in dieses Haus gekommen?« Er fügte hinzu: »Und damit meine ich nicht durch die Haustür.«

Ein quietschendes Geräusch ließ Sevy herumfahren, Laval damit mehr Bedenkzeit verschaffend. Ein schmaler Streifen Licht fiel aus dem Kühlschrank, der sich etwa einen Zentimeter weit geöffnet hatte. Schon hatte Sevy ihn erreicht, schloss ihn und rüttelte ein-, zweimal daran, um sicher zu stellen, dass er wirklich geschlossen war.

»Nun«, wandte er sich wieder an Laval, »Du wolltest mir ...«

Mit Wucht schlug Sevy gegen die Kühlschranktür, als diese sich erneut öffnete. »Memo an mich ...«, murmelte er, »Tesafilem kaufen.«

Dann bemerkte er den Druck, der von der Kühlschranktür ausging – und er hörte die wütenden Schreie, die durch die Isolierung drangen.

Erstaunt wich er zurück, als die Tür aufschwang. Der Kühlschrank war leer – bis auf eine verschrobene Gestalt. Sie war noch etwas kleiner als Laval, doch von genauso merkwürdigem Aussehen. Böse funkelte das Wesen Sevy an, auch wenn es dafür den Kopf schmerzhaft verdrehen musste. Aus irgendeinem Grund hatte es sich zwischen dem mittleren und dem oberen der Roste gezwängt. Die in einer schmutzigen Hose aus Jute steckenden Beine waren unnatürlich angewinkelt.

»Was soll das?«, wollte das Wesen wissen. »Soll ich erfrieren? Mir ist kalt!«

Sevy brauchte nur den Bruchteil einer Sekunde, bis er sich gefangen hatte: »Dann ist ein Kühlschrank wohl kaum der richtige Aufenthaltsort für dich. Raus da!«

»Wie kannst du es wagen ...«, begann die Gestalt, hob dann erstaunt die Augenbrauen. »Hey ... rauskommen! Gar nicht mal so dumm ...« Einen Moment lang schien das Wesen den Vorschlag ernsthaft in Erwägung zu ziehen, dann schüttelte es den Kopf und meinte: »Mein Fehler: War doch eine blöde Idee.« Wie selbstverständlich lehnte es sich wieder zurück und fing zufrieden an zu summen.

Sevy sah sich verdutzt nach Laval um. »Also ... bei dir war ich mir schon nicht so sicher, aber der da ...«

»Knut«, unterbrach ihn Laval.

»Von mir aus ...« Er zögerte. »Knut ist kein Kind, oder?«

Laval schüttelte den Kopf. »Schon seit knapp dreihundert Jahren nicht mehr.«
»Richtig«, murmelte Sevy. »Natürlich. Denn ihr seid ...?«
»Kobolde?«, erwiderte Laval unsicher. Die Frage schien ihn zu überfordern.
»Kobolde ...« Sevy blähte die Wangen auf, ließ die Luft laut entweichen. »Kein Wunder, dass die Villa so billig war. Schon nach fünf Minuten gibt das Hirn nach. Ob es hier irgendwelche giftigen Dämpfe gibt?«

Er öffnete die Fenster, atmete tief die frische Luft ein, alldieweil interessiert von Laval beobachtet. Knut piff inzwischen weiter vor sich hin. Sevy glaubte Marmor, Stein und Eisen bricht zu erkennen.

Schließlich schüttelte der neue Hausbesitzer den Kopf.

»Nein, daran scheint's nicht zu liegen. Bleiben die Möglichkeiten Traum, Schlaganfall ... oder ihr seid tatsächlich echt.«

Der letzte Teil des Satzes war an Laval gerichtet, der angesichts Sevys abwartendem Blick nun verunsichert an sich herunterschaute. »Echt?«, schlug er dann zweifelnd vor.

»Echt ...« Sevy dachte an den mittlerweile in einer Irrenanstalt lebenden Vorbesitzer des Hauses. Ob es einen Zusammenhang zwischen seinem Nervenzusammenbruch und den Kobolden gab?

»Kennt ihr Aldamor Frick?«

»Hm«, bejahte Laval. »Unangenehmer Typ. Hat nie seine Schlüssel abgelegt.«

Konnte es sein? War dies eines der Dinge, welche die Villa besonders machten? Waren die beiden Kobolde tatsächlich echt? Oder ging seine Fantasie mit ihm durch? Es wäre nicht das erste Mal ... In seiner Jugend hatte er imaginäre Freunde gehabt, später wurden daraus imaginäre Freundinnen (traurig, aber wahr). Außerdem schwor Sevy jedem, der es hören wollte, hoch und heilig, dass er tatsächlich einst ein Gespräch mit seinem Hamster geführt hatte (allerdings hatte er damals recht viel getrunken (Sevy, nicht der Hamster)).

Er schüttelte den Kopf. Die genaue Herkunft seiner Besucher spielte momentan keine Rolle. Fantasiegebilde, Irre, hässliche Kinder, Kleinwüchsige oder tatsächlich Kobolde: Er würde damit fertig werden.

Unvermittelt schlug er sich forsch auf die Hosentasche.

Beleidigt zog Laval die Hand zurück. »Aua!«

»Meine Schlüssel«, betonte Sevy. »Und wo wir schon dabei sind: mein Haus! Ich fahre jetzt in die Stadt, und wenn ich zurückkomme, will ich stark hoffen, dass ihr verschwunden seid. Sonst muss ich andere Saiten aufziehen!«

Laval nickte. »Sicher, kein Problem. Dein Haus, deine Schlüssel.« Er schien geknickt, doch dann leuchtete sein Gesicht auf. »Ich kümmere mich um Knut!«

Mit einem kritischen Blick auf den Kühlschrank verließ Sevy sein neues Zuhause und fuhr in die Stadt.

Kapitel 2: Das Gefängnis

Bereits aus über einem Kilometer Entfernung ließen die offenen Felder hin und wieder einen ungehinderten Blick auf die Villa zu: ein isolierter, dem langsamen Verfall ausgelieferter Bau. Tatsächlich konnte Sevy bei diesem Anblick nachvollziehen, weswegen es keinen Biete-Wettkampf um das Anwesen gegeben hatte. Der Makler hatte fast erleichtert gewirkt, als Sevy sich bei ihm meldete.

Dreißig Kilometer von der nächsten Stadt entfernt und zwanzig bis zum nächsten Nachbarn – Einsamkeit war nicht jedermanns Sache. Doch für ihn als Künstler gab es kaum einen besseren Ort, um sich schaffend zu betätigen. Dies hatte die Musen-Villa längst bewiesen. Drei Besitzer hatte sie in den letzten vier Jahren beherbergt: Drei renommierte Künstler aus den unterschiedlichsten Bereichen.

Den Anfang hatte der Filmmusik-Komponist Ludovico Ernst gemacht. Sein Nachfolger war der begnadete Autor Machius Schrift gewesen. Und bis vor Kurzem hatte natürlich Aldamor Frick, der europaweit bekannte Maler, in dem Anwesen gelebt. Wobei der geistige Absturz des Malers seinem Ruhm nicht abträglich gewesen war. Genialität und Wahnsinn waren in der Wahrnehmung der Öffentlichkeit bekanntlich zwei Seiten derselben Medaille, und so konnte der mentale Ausraster mit dem notwendigen Wohlwollen als ein Ausbruch der Inspiration ausgelegt werden. Außerdem würden in absehbarer Zeit keine neuen Bilder von ihm auf den Markt kommen, was wiederum die Preise anheizen würde. Im übertragenen Sinne galt dies

übrigens auch für die beiden anderen Vorbesitzer: Ihre schaffende Lebensphase schien mit dem Auszug ebenso abgeschlossen. Ludovico Ernst hatte das Haus eines Tages einfach verlassen und sich auf der Couch seines Psychiaters einquartiert. Er war dort sehr, sehr lange geblieben. Machius Schrift neigte, wie Aldamor Frick, mehr zur radikalen Variante und hatte versucht, die Villa niederzubrennen. Erstaunlicherweise war ihm dies nicht gelungen, da nach seiner verwirrten Aussage alle seine Streichhölzer nass, und sämtliche Feuerzeuge leer gewesen waren. Als Schrift sich in der Stadt einen Flammenwerfer zulegen wollte, hatte die Polizei ihn schließlich verhaftet. Wo der Schriftsteller heute weilte, wusste Sevy nicht.

Die Sonne berührte bereits den Horizont, als Sevy das Auto parkte und mit den Armen voller Lebensmittel auf die Villa zuing. Er hatte nicht abgeschlossen, um Laval und Knut einen ungestörten Abzug zu ermöglichen, und so stieß er die Tür mit dem Fuß auf.

Im ersten Moment übersah er die roten Flecken, die im Flur die dunklen Dielen schmückten. Auch ignorierte er anfänglich die arg roten Lippen Lavals, als dieser ihm aufgeregt aus der Küche entgegenkam.

»Habe ich nicht gesagt ...«, begann Sevy, bevor sich seine Augen weiteten. »Ist das ...? Nein!«

»Was?«, fragte Laval, doch Sevy drängte sich bereits an ihm vorbei in die Küche und sah seine schlimmsten Befürchtungen bestätigt.

Der Küchentisch schien das Opfer einer Farbenexplosion geworden zu sein. Jede einzelne seiner Farbtuben war geöffnet worden, und in großen, grünen Lettern ließ sich Knut und Laval waren hier! auf den Fliesen lesen.

»Schmeckt irgendwie komisch«, meinte Laval, auf seine angemalten Lippen deutend. Er war Sevy gefolgt und erkannte die Anzeichen eines drohenden Wutausbruchs anscheinend noch nicht.

»Vermutlich, weil es kein Lippenstift ist«, presste Sevy zwischen den Zähnen hervor.

»Ach so?« Der Kobold produzierte einige schmatzende Laute, fragte dann: »Sicher?«

»Was genau hast du nicht verstanden, als ich sagte: Verschwindet aus meinem Haus?«

Verbissen arbeitete Sevy daran, seinen rasenden Puls unter Kontrolle zu bekommen. Er presste die Hände zu Fäusten, in einem Versuch, die Aggressivität zu kanalisieren.

»Uhm ... alles?« Als sich Sevys Miene tatsächlich noch weiter verfinsterte, korrigierte Laval sich schnell: »Nichts?«

»Raus!«, fuhr Sevy ihn an.

»Raus aus der Küche?«

»Raus aus meinem Haus!«

Zum ersten Mal zeigte sich Entschlossenheit in Lavals breitem Gesicht. »Geht nicht.«

»Sicher geht das!«, widersprach Sevy. »Knut! Du auch!«

Die Kühlschrankschranktür wurde aufgestoßen und Knut schaute ihn mit einem breiten Grinsen an. Seine Zähne waren weiß. Strahlend weiß.

Ein Blick auf den Boden bestätigte Sevys Vermutung: Dort lag die nur noch halb volle Tube mit weißer Ölfarbe.

»Raus hier, beide!«, wiederholte Sevy.

Widerwillig gehorchten die Kobolde dieses Mal und folgten ihm in den Flur – dort blieben sie jedoch stehen. Laval verharrte wenige Meter von der Haustür entfernt, während Knut sich im Hintergrund hielt und alle paar Sekunden mit dem Finger testete, ob die Farbe auf seinen Zähnen schon ausgehärtet war.

»Seid froh, dass ich keinen Schadensersatz von euch verlange!«, drohte Sevy. »Ich will euch hier nie wieder sehen, verstanden?«

Schweigend sahen die beiden Kobolde ihn aus großen, grünen Augen an.

»Was wollt ihr noch?«

»Wir können nicht raus«, meinte Laval ernst. »Wir wissen nicht, wie.«

»Was ist daran so schwer?« Ungestüm öffnete Sevy die Tür und tat zwei Schritte hinaus. »Hier, so einfach! Draußen ...« Er trat wieder hinein. »Drinnen. Ihr draußen, ich drinnen!«

Laval tippte nachdenklich mit einem Finger an sein Kinn, die ultimative Denkerpose einnehmend. Er ging einen Schritt vor. Noch etwa ein Meter trennte ihn von der Schwelle. »Wie war das? Noch ein letztes Mal, bitte.«

»Mein Gott!«, murmelte Sevy, um geistigen Halt ringend. Er machte einen großen Sprung vor die Tür. »Draußen ... und ...«

Laval schloss die Tür und schob den Riegel vor.

Etwa fünfzehn Minuten hatte Sevy gebraucht, um sich einigermaßen zu beruhigen. Den Kopf aufgestützt, saß er auf der Schwelle seines Hauses und beobachtete mit finsterer Miene den Sonnenuntergang. Eine Strähne seines fast schwarzen Haares fiel ihm in die Augen und ein Dreitagebart umrahmte sein Gesicht – so, wie es sich für jeden ernsthaften Künstler gehörte.

Verdutzt hatte er auf die Tür gestarrt, als diese ins Schloss gefallen war. Die Verwirrung war schnell der Wut gewichen: Lauthals hatte er seinem Ärger Luft gemacht. Doch sowohl Laval als auch Knut hatten kein einziges Wort mehr an ihn gerichtet. Erst als Sevy feststellte, dass er seine Stimmbänder sinnlos belastete, hatte er sein Geschrei eingestellt.

»Und?«, fragte nun eine Stimme durch den Briefkastenschlitz.

»Und was?«

»Willst du wieder rein?«

»Nein, ich verbringe bevorzugt die Nacht draußen. Vor allem, wenn ich von Eindringlingen aus meinem eigenen Haus ausgesperrt werde.«

»Draußen schlafen ist aber keine gute Idee«, gab Laval zu bedenken.

»Sag bloß.«

Beide verstummten.

»Wenn du mir zuhörst, dann lasse ich dich danach rein«, schlug Laval vor.

Zuerst wollte Sevy sich weigern, doch was hatte er zu verlieren? Tatsächlich wurde es langsam kühl, und er konnte nicht mal zurück in die Stadt fahren, da sich sein Schlüsselbund zusammen mit seinen Einkäufen in der Küche befand. Vermutlich hatte Laval sie längst ‚verlegt‘. Missmutig schüttelte Sevy den Kopf über seine eigene Dummheit.

»Erzähle.«

Laval räusperte sich. »Für uns Geisterwesen ist die Villa wie ein Gefängnis. Wir können das Haus nicht verlassen, können nicht durch die Tür hinaus.«

»Dann springt aus dem Fenster«, schlug Sevy vor.

»Darf ich weitererzählen?«, empörte sich Laval. »Danke. Also, wir können nicht raus. Egal, ob Kobold, Pixie, Leprechaun, Zwerg oder Heinzelmännchen: Kein Geisterwesen, das erst mal in der Villa ist, kann wieder hinaus.«

»Tatsächlich?«, fragte Sevy, dabei darauf achtend, dass pures Desinteresse im Tonfall mitschwang.

»Ja!«, erwiderte Laval, der die Rückfrage als ehrliche Anteilnahme fehlinterpretierte. »Der Grund ist, dass vor etwa achtzig Jahren der persönliche Schutzgeist von Alfons Herder vor einer Troll-Übermacht fliehen musste.«

»Aha.«

»Das sind böse Geisterwesen, weißt du.«

»Hm.«

»Und Alfons Herder hat das Haus gebaut.«

»Interessant.«

»Nun, nicht selbst natürlich, aber er hat es bezahlt.«

»Klar.« Mit einem größeren Stein zeichnete Sevy eine kleine Gestalt, nicht unähnlich einem gewissen Kobold, in den Kies. Er versah den Hals mit einer Schlinge und fügte auch das weitere Zubehör eines Galgens hinzu. Seine Stimmung besserte sich schlagartig, und er kicherte leise.

»Also: Irving, der Schutzgeist von Alfons Herder, hatte die Intelligenz eine Gruppe von Trollen beleidigt«, fuhr Laval fort. »Und zwar so ungeschickt, dass die Trolle die Beleidigung auch mitbekamen. Daher wollten sie ihm eine Abreibung verpassen, was Irving wohl nicht toll fand. Und da er gegen so viele Trolle kaum anstinken konnte, sprach er eine Beschwörung aus, sobald er durch die Haustür gerannt war. Damit wurde das Haus undurchlässig für böse Geisterwesen. Sie konnten nicht hinein. Und Irving war sicher.«

»Solange er nicht aus dem Haus ging«, gab Sevy zu bedenken.

»Genau da liegt das Problem«, erwiderte Laval. »Denn leider war er nicht sehr gut in Zaubersprüchen.«

»Warum bin ich nicht überrascht?«, murmelte Sevy.

»Zwar können die bösen Geisterwesen nun nicht mehr herein – außer der Hausbesitzer lädt sie explizit dazu ein –, aber dafür können ...«

»Moment«, unterbrach Sevy den Kobold. »Mit Einladung können die bösen Geisterwesen trotzdem herein?«

»Das habe ich doch gerade gesagt«, erklärte Laval ungeduldig. »Du musst mir schon zuhören!«

»Aber nur, wenn ich sie einlade?«

»Ja-ha! Aber so dumm wirst du ja wohl nicht sein. Oder?« Er pausierte, doch Sevy sprang nicht auf die implizite Herausforderung an. »Wobei das gar nicht das eigentliche Problem ist. Viel schlimmer ist, dass gute Geisterwesen, die einmal die Villa betreten haben, sie nicht mehr verlassen können. Sie sind hier gefangen. Ich bin hier gefangen. Wir, also die guten Geisterweisen, können einfach hinein und brauchen keine Einladung.«

»Du willst mir nicht ernsthaft erzählen, dass du zu den als ‚gut‘ eingestuften Exemplaren eurer Sippe gehörst«, warf Sevy ein. »Du klaust dauernd meine Sachen, sperrst mich aus und machst einen Sauhaufen aus meinem Haus.«

»Das ist mein Job«, erwiderte Laval gekränkt. »Ich bin dafür verantwortlich! Das machen wir Schlüsselgeister halt so: Wir verlegen die Schlüssel. Die Menschen verzweifeln dann und wundern sich über ihre eigene Dummheit.«

»Toller Job. Leider hast du zwei Dinge übersehen.«

»Was?« Wirkliches Interesse sprach aus Lavals Tonfall.

Sevy drehte sich um und sah die großen, grünen Augen durch den Briefschlitz schielen. »Erstens sollte man dich nicht bemerken, wenn du die Schlüssel stiehlt! Da hat bei dir wohl die Ausbildung versagt.«

Laval verengte die Augen.

»Zweitens verlegt kein Mensch innerhalb von fünfzehn Minuten dreimal seinen Schlüssel! Bei dem Thema Intelligenz solltest du nicht von dir auf andere schließen.«

Einen kurzen Moment lang verharrte Laval noch, dann schloss sich der Briefkastenschlitz. Beleidigt vor sich hin schimpfend, verklungen die Schritte des Kobolds auf dem Weg tiefer in das Hausinnere.

»Na, super«, murmelte Sevy. Dann wandte er sich wieder den nach und nach aufleuchtenden Sternen zu.

»Nicht alle Menschen können uns sehen – normalerweise«, erklärte Laval, als er Sevy nach weiteren zehn Minuten hineinließ. »Aber die Menschenleere hier vereinfacht das Ganze. Naturnähe und so ...« Er wedelte unbestimmt mit den Händen. »Keine Ahnung wie das genau funktioniert. Auf jeden Fall werden Menschen dann offener und sehen uns leichter. Außerdem wohnen wir hier auf ewig, da geben wir uns nicht mehr ganz so viel Mühe mit dem Nicht-Auffallen.«

»Ach so! Und ich dachte, deine Unfähigkeit diesbezüglich sei einfach nur auf dein mangelndes Talent zurückzuführen«, erwiderte Sevy, die Tür hinter sich schließend.

»Und dass ich so oft versucht habe, deinen Schlüssel zu verlegen, liegt einfach daran, dass ich einen Soll zu erfüllen habe«, überhörte Laval den Einwand.

»Einen Soll?«

Laval nickte. »Ich muss im Schnitt jede Woche einmal die Schlüssel verlegen.«

»Aber ...?«, dehnte Sevy seine Frage. »Du hast es öfter gemacht, weil du ein verkappter Streber bist?«

»Ich hatte halt ein paarmal nachzuholen«, schmolte der Kobold.

Als sie die Küche betraten, öffnete Knut den Kühlschrank ein Stück weiter und zeigte grinsend seine immer noch weißen Zähne.

»Sehr schön«, kommentierte Sevy.

»Wenn wir unseren benötigten Schnitt über längere Zeit nicht schaffen, werden wir bestraft«, erklärte Laval, und ein Schaudern wanderte sein Rückgrat entlang. Sein Gewand erzitterte, und er zog den Kopf ein, sodass sich zum ersten Mal etwas bildete, das einem Kinn ähnlich sah. »Es ist wie eine Krankheit, die uns dann befällt.«

»Interessant«, erwiderte Sevy mit erwachtem Interesse. »Hört sich nach einer Art Entzugserscheinung an. Da ich die einzigen Schlüssel hier habe, könnte ich dich also in arge Probleme bringen, wenn ich sie nicht mehr aus den Augen lasse?«

Wahre Panik zeichnete sich in Lavals Zügen ab und Sevy beruhigte ihn schnell: »Keine Sorge, das werde ich nicht tun. Du wirst deine Chancen zum Begehen weiterer krimineller Taten schon bekommen.«

»Ich kann doch nichts dafür«, beklagte sich Laval, vor Schock den Tränen nahe.
»Ich muss. Wie Knut.«

»Was ist denn Knuts Problem? Außer, dass er Farbe anstatt Zahncreme benutzt.«

»Seine Aufgabe ist es, ab und zu den Kühlschrankschrank aufzumachen. Damit die Menschen sich über ihre eigene Vergesslichkeit ärgern.«

»Ab und zu?«

Laval zuckte die Schultern.

»Darf ich mal!«

Eine ungeduldige Stimme ließ Sevy hinter sich schauen, nur um erschrocken vor dem dort stehenden Wesen zurückzuweichen. »Mein Gott! Wer hat denn dich so zugerichtet?«

Mit ausdruckslosem Gesicht sah die etwa ein Meter große Gestalt ihn an. Das zerfurchte und gelbliche Gesicht (es war im Gegensatz zu Lavals eher länglich) schien dem eines Achtzigjährigen gleich – wäre da nicht die riesengroße Nase gewesen, deren disproportionalen Ausmaßen lediglich die Ohren das Wasser reichen konnten. Das Wesen trug ein ... nun, vermutlich sollte es ein langes Gewand sein. Bis auf den Boden reichte das nur noch aus Fetzen bestehende braune Kleidungsstück. Darunter schauten große, behaarte und erschreckend dreckige Füße hervor.

Ohne sich weiter mit Sevy zu befassen, versuchte das Wesen die längst trockene Farbe vom Boden aufzuwischen. Da es den Flecken ausschließlich mit Wasser zu Leibe rückte, schien das Vorhaben ziemlich aussichtslos. Doch offensichtlich störte dies die abstoßende Gestalt nicht: Mit wahrhaftiger Gier stürzte er sich auf die Farbkleckse.

»Und das ist?«, fragte Sevy.

»Heimlich, unsere Hausputze ... Wie geht's so, Heimlich?« Laval stupste das Wesen grob an, das daraufhin stürzte. Laval kicherte.

»Hey!«, regte Sevy sich anstelle von Heimlich auf. Denn der ließ die Schmach stoisch über sich ergehen und griff nach dem fallengelassenen Putzlappen.

»Ach, den stört das nicht«, meinte Laval. »Er ist ein Heinzelmännchen. Die sind dafür da, alles in Ordnung zu bringen. Sie räumen hinter uns anderen Geisterwesen auf. Sie sind ziemlich unterwürfig, verstehst du? Es gefällt Heimlich bestimmt, wenn ich ihn umwerfe.«

Entgeistert sah Sevy den Kobold an, dann stieß er ihn unvermittelt von den Füßen. Mit vor Verwunderung aufgerissenen Augen landete Laval auf dem Allerwertesten.

»Wie? Nicht schön?«, wollte Sevy wissen. »Ich dachte nur: Wenn es Heimlich so gut gefällt, dann dir vielleicht auch?«

Beleidigt stand Laval auf und schlurfte davon, wütend vor sich hin murmelnd. Unter anderem glaubte Sevy das Wort ‚Arschloch‘ herausgehört zu haben, doch er ließ Laval ohne weitere Maßregelung ziehen.

»Nun, Heimlich ...«, begann Sevy.

Keine Reaktion.

»Erst mal danke, dass du hier aufräumst. Sehr freundlich, wirklich. Kann ich dir was anbieten? Etwas zu essen oder zu trinken, vielleicht? Du siehst etwas ...«, er hielt inne und überlegte. »Nun, abgewrackt ist kein nettes Wort. Und verbraucht ebenso wenig. Also sagen wir lieber vernachlässigt. Du siehst vernachlässigt aus.«

»Alles Schuld von anderen«, murmelte Heimlich, niemanden im Speziellen ansprechend. »Hasse Kobolde, hasse alle. Machen Dreck. Laut. Nervig.«

»Treffend zusammengefasst«, stimmte Sevy zu.

»Und nun auch noch Mensch«, klagte Heimlich weiter. »Hässlicher, ekelhafter Mensch.«

Sevy verzog den Mund. Heimlichs Punktestand auf der Sympathieskala schnellte auf null zurück. Offensichtlich hatte Sevy auch in seiner dritten neuen Bekanntschaft des Tages keinen Freund gefunden.

Nun, dachte er, die Achseln zuckend, Freundschaften werden in der Regel eh überbewertet.

Ein Stoß in seine Kniekehlen ließ ihn herumfahren. Dort stand Laval, der sich mit aller Kraft gegen seine Beine stemmte.

»Kann ich dir helfen?«, fragte Sevy.

Wütend sah Laval ihn an. »Du sollst fallen!«

»Gar nicht nachtragend, oder?«

»Was?«

»Oh, Entschuldigung, Fremdwort.« Mit einem Seufzen ließ Sevy sich umständlich auf den Boden nieder. »Zufrieden?«

Glücklich nickte Laval.

»Ihr seid wirklich ein anstrengender Haufen«, stellte Sevy fest. »Da kann ich mich glücklich preisen, dass ihr nur so wenige seid.«

»Stimmt«, erwiderte Laval, während Sevy sich auf den Weg ins Obergeschoss machte. Er hörte den Kobold nicht mehr, als dieser seinen Satz vervollständigte: »Stimmt ... Die anderen schlafen ja noch.«

Dann griff Laval nach einer der noch nicht gänzlich leeren Farbtuben und begann den stoischen Heimlich gewissenhaft mit schwungvollen Mustern zu verzieren.

Mehr zum Roman, eine längere Leseprobe und Links zum eBook sowie Taschenbuch gibt es hier:

www.yvesgoratstommel.com/romane/sevy-lemmots/